Nr. 327. XII. Jahrgang. Auflage 98000 täglich. Donnerstag, 1. Dezember 1904

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3397, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigen:
Die 1spaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Umgebung 20 Pf., für auswärts 35 Pf., Tabellensatz 50 Pf. Die 2spaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1.50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 30 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Sammelbeilagen und auswärtigen Filialen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes nehmen Inserate zu Originalpreisen und Rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 50 Pf., pro Quartal 1.50 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1.95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Dresdner Illustrierte Blätter" pro Monat 15 Pf. mehr.
Postbezug: Ausg. A monatl. 67 Pf., pro Quartal 2.00 Mk.
mit „Illustr. Bl." „ B „ 80 „ „ „ 2.40 „
In Oesterreich-Ung. „ A „ 1.09 Kr. „ „ 3.28 Kr.
„ „ „ B „ 1.25 „ „ „ 3.75 „
Für die Schweiz „ A „ 0.82 Frk. „ „ 2.45 Frk.
„ „ „ B „ 0.96 „ „ „ 2.94 „
Nach dem Auslande per Kreuzband pro Woche 80 Pfg.

Diese Nummer umfaßt 26 Seiten. Roman siehe Seiten 25 und 26.

Kleine Garnisonen.

Von einem Offizier wird uns geschrieben:

Seit das „Bilse-Konzert" im holzpapiernen deutschen Blätterwalde erklungen ist, war schon manch liebes Mal wieder von kleinen Garnisonen die Rede, und zwar aus Anlässen der verschiedensten Art. Wurde von seiten der maulwurfshügelartig aufstoßenden Literatur im allgemeinen den Lebensverhältnissen der Kleinstadt die Schuld an manchen Unzuträglichkeiten gegeben und wohl gar zwischen den Zeilen behauptet, die Zuweisung zu einer kleinen Garnison käme so ziemlich einer Deportation nach Sachalin oder Cayenne gleich, wo „der Pfeffer wächst", so wurde von maßgebender Stelle herab doch immer scharf betont, daß man kleine Garnisonen wohl oder übel haben müsse, ihnen aber niemals der Charakter einer Strafgarnison anhafte. Und nun — eben jetzt! — begibt sich folgender Fall. Ein junger Gardeoffizier aus einem altgräflichen Geschlechte, der in zwei peinliche Affären verwickelt war, die auch das Gericht beschäftigt hatten, wird aus der Residenz an die äußerste Grenze des Reichs in ein Kavallerie-Regiment versetzt, das in drei winzig kleinen Orten garnisoniert. Einer dieser bescheidenen Orte wird nun seine neue Garnison.

Nun sage man, dieser hastige Sprung aus des Reiches Metropole in die masurischen Gefilde sei keine Strafversetzung. Wer wird's glauben? Weiter aber, wer wird nicht die seltsame Empfindung haben, daß es sonderbar sei, dafür, daß man „Pech" gehabt oder „etwas über den Strang gehauen" hat, eine gewisse ausgleichende Sühne erblicken zu müssen in der Versetzung nach einer Garnison, in der andre ohne Pech und ohne daneben-zutreten in treuester Pflichterfüllung ihr Dasein hinbringen müssen? Man muß sich der einengenden, besänftigenden Wirkung des längeren Aufenthaltes in solchem Grenzneste an leitender Stelle doch bewußt sein, sonst würde man überschäumende Lebensbetätigung nicht in seine Engmauern bannen. Das hinterläßt aber bei denen, die ohne „Affären" ihren Dienst in den beregten Landeswinkeln tun müssen, eine recht betrübliche Empfindung.

Die kleinen Garnisonen sind notwendig, und besonders als Grenzgarnisonen von höchster Wichtigkeit. Das beste Offiziersmaterial müßte ihnen zugewiesen werden, wie es in den höheren Kommandostellen auch geschieht. Kommandierende Generale wie Lentze und Graf Haeseler hatten ihre Berufung als Wächter gegen Ost und West am allerwenigsten der Bewertung repräsentativer Eigenschaften zu danken. Auch die Garde mit ihrem bürgerreinen Offiziersersatze sollte nicht dauernd den kleinen Garnisonen behutsam ferngehalten werden. Man sorge dafür, da die Verhältnisse einer kleinen Garnison an sich kaum eine Aenderung erfahren können, daß ein Wechsel in der Garnisonständigkeit des einzelnen Offiziers beobachtet wird. Die gleichmäßige Ausbildung auf der Basis unsrer deutschen Reglements läßt es zu, daß ein Offizier jeden Augenblick seine Tätigkeit in einer andern Garnison und bei einer andern Truppe der gleichen Waffe aufnehmen kann, ohne daß der Dienst leidet.

Zu Beginn des ablaufenden Jahres, als im Reichstage die Besprechungen der Unzuträglichkeiten anläßlich der „Bilse-Kräuter" zu erwarten standen, munkelte man eine Zeitlang davon, den Offizieren kleiner Garnisonen Aequivalente in Gestalt von Zulagen zu gewähren. Ueber das Gebiet spöttischer Erörterungen ist der Gedanke dieser „Stumpfsinnszulagen" — wie sie beißend genannt worden sind — zum Glück nicht herausgekommen. Die kleinen Garnisonen, das wußte jeder Einsichtige bereits vor Bilses Entdeckung, kranken an Mangel an Stoffwechsel. Geld vermag ja recht viel heutzutage, aber an Stelle von Imponderabilien darf man es nicht setzen wollen. Der flotte Lebefüngling hätte, wenn die Zulage-Idee zur Ausführung gekommen wäre, sein Dasein nur noch feuchtfröhlicher gestaltet als bisher ohnehin; für den soliden, strebsamen Offizier aber wäre die Zulage gleichbedeutend gewesen mit einem guten Kochbuche, in dem er blättern konnte, wenn er Hunger verspürte. Die Gefahr, zu vereinseitigen, zu verspimpeln und zu versauern, besteht heute nach wie vor in den Sedezgarnisonen. Will man die Axt an des Uebels Wurzel legen, dann erweitere man den Umblick des Eingepferchten, indem man ihm nach einiger Zeit die Freiheit wiedergibt, ihn aus der Stube in die Welt schickt, mit einem Worte, ihm eine andre Garnison anweist. Einige wenige Jahre in einer kleinen Garnison zu verbringen, wird nicht nur nicht schaden, sondern sogar nützen; sie werden Verständnis für enge Verhältnisse geben, was zum Nutzen der Armee nötig ist. Ja, es wäre sogar recht vorteilhaft, wenn die Auserwählten, denen Name und Protektion gemeinsam das ständige Leben in einer anregenden großen Garnison sichern, gelegentlich neben den Enterbten des Glücks die Luft der Kleingarnison atmen müßten. Wenn aber der kecke Blick des Fahnenjunkers schon dieselben öden Mauern streifte, an denen das ermüdete Auge des zum Lokalmenschen gewordenen alten Oberleutnants oder gar Hauptmanns entlang schweift, so stumpft jedes feinere Empfinden ab und wird getötet. Der schon verschiedentlich gemachte Vorschlag, zum mindesten mit dem Antritt jedes neuen Dienstgrades einen Garnisonwechsel eintreten zu lassen, ist sehr gut durchführbar und hält die allgemein militärische und gesellschaftliche Abrundung, auf die jeder Offizier Anspruch erheben darf, in Fluß. Zu jäh könnte ja dann ein Wechsel ohnehin nicht eintreten. Das Verfahren dürfte aber nicht vor dem Gardeoffizier Halt machen und in bezug auf die kleine Garnison hier nur zur Anwendung kommen, wenn sich die Bodenverhältnisse der großen Garnison als unrentabel erwiesen haben.

Der Krieg und die Arbeitslosigkeit in Rußland.

Von unserm russischen Korrespondenten.

Petersburg, 27. November.

Während für viele kommerzielle und industrielle Unternehmungen die so plötzlich gesteigerten Anforderungen der Armee zu einer Quelle kolossaler Einnahmen geworden sind, ist doch im allgemeinen das wirtschaftliche Leben schwer geschädigt worden. Aus allen Gegenden Rußlands hört man die Klagen über große Arbeitslosigkeit. Dadurch, daß Hunderttausende Reservisten zur Armee eingezogen wurden, müßte doch eigentlich ein Arbeitermangel eingetreten sein, statt dessen jedoch hat sich die Zahl der Unbeschäftigten ganz bedeutend vermehrt. Schon allein dadurch, daß der Staat alle seine verfügbaren Mittel zu Kriegszwecken verwendet und seine anderweitigen Bedürfnisse aufs äußerste einschränkt, werden Industrie, Handel und Gewerbe in empfindlicher Weise beeinflußt, ferner auch durch die für Kriegszwecke beschlagnahmten Bahnstrecken, auf denen Privatfrachten aufgehalten oder überhaupt nicht befördert werden. Hierzu kommt noch die Furcht ausländischer Kreditoren, welche der Industrie einer kriegführenden Macht nur zögernd Kapitalien anvertrauen wollen. Alle diese Umstände haben in den acht Monaten eine Arbeitslosigkeit der Massen hervorgerufen, welche das Volk schwer bedrückt. — In der Stadt Gomel ist der ganze Handwerkerstand plötzlich so verarmt, daß viele Meister, welche früher noch zahlende Mitglieder des Komitees zur Bekämpfung des Bettelns gewesen sind, jetzt selbst dieses Komitee um Almosen angehen. Aus den Gouvernements Tula und Samara laufen trostlose Nachrichten ein; auch in den baltischen Provinzen macht sich eine allgemeine Arbeitslosigkeit derart fühlbar, daß z. B. in Riga die Zahl der Raubüberfälle, Diebstähle und Morde täglich in beängstigender Weise wächst, während sich zugleich die Prostitution immer mehr ausbreitet. Es sind dies Uebelstände, die durch die Einschränkungen der Tätigkeit aller Fabriken hervorgerufen wurden. Die Polizei hilft sich einfach durch die Stadtverweisung aller arbeitslosen verdächtigen Leute, welche dann in ihre Heimat, in die Dörfer abgeschoben werden, wo sie natürlich erst recht keine Beschäftigung finden. Hierdurch hat sich aber auf dem Lande, wo ohnehin fast gar kein polizeilicher Schutz existiert, die Unsicherheit so vermehrt, daß das Gesindel zu einer Landplage geworden ist. Ganze Banden mit Pferd und Wagen ziehen im Schutze der Wälder herum und stehlen nachts tonnenweise Butter, Honig usw. Den Bauern werden aus den fest verwahrten Gehöften mit der Waffe in der Hand die Pferde geraubt, Kühe aus den Ställen geholt, auf dem Felde geschlachtet und in die nächste Stadt gebracht. — Solchen Banden gegenüber ist der einzelne Bauer völlig machtlos, denn wenn er sich zur Wehr setzt, wird er von den Räubern ohne weiteres niedergeschossen, selbst Mauern und Gitter bieten keinen genügenden Schutz. Um die schnellen Anzeigen und Verfolgungen zu erschweren, schneiden die Banditen alle Telephondrähte auf lange Strecken hin ab, die sie natürlich auch zu Gelde machen. Die Gemeinden und die baltische Ritterschaft, welche unter der gänzlichen Ohnmacht der Landpolizei leiden, wollen nunmehr eigne Kriminalbeamte zur Beseitigung dieser Landplage engagieren. — Am allerschlimmsten lauten jedoch die Nachrichten aus Polen. In Warschau sind noch niemals so viele stellensuchende männliche, besonders aber auch weibliche Dienstboten beobachtet worden, wie jetzt. In den Vermittlungsbureaus finden sich täglich Hunderte von Frauen ein, Arbeiterinnen, welche in den Fabriken wegen Einschränkung des Betriebes entlassen wurden und nun Dienstbotenstellung suchen. Unzählige erbieten sich, nur für Obdach und Nahrung in den Dienst zu treten, und die zahlreich Abgewiesenen treiben sich in größter Not auf der Straße herum. Ganz gefährlich geht es in Lodz zu. Da dort die meisten großen Tuchfabriken die Arbeit bis nach Beendigung des Krieges eingestellt haben, ist die Zahl der Arbeitslosen in die Tausende gestiegen und Mord und Totschlag sind selbst am hellen Tage im Innern der Stadt etwas Alltägliches. — Wir stehen erst im November, also im Beginn des Winters, was soll aber werden, wenn die grimmige Kälte eintritt und die Hungernden in die letzte Verzweiflung hineintreibt? Die Sorge für die vielen Arbeitslosen in ganz Rußland gehört jetzt mit zum Hauptprogramm der russischen Regierung und das Ministerium hat von Petersburg aus alle Stadtverwaltungen des Reiches angewiesen, besondere Opfer für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zu bringen. — In Warschau hat die zahlreichen Agenturen, welche Maschinen und technische Artikel deutscher Fabrikate an die Kaufleute nach Sibirien vermittelten, der Abbruch der Handelsbeziehungen mit der Mandschurei besonders schwer geschädigt. Bei den Verrechnungen haben die Agenten den Fabrikanten chinesische Wechsel nach Deutschland geschickt, die natürlich erst nach Beendigung des Krieges eingelöst werden können. Einige deutsche Firmen sollen im Besitze einer ganz

Französische Impressionisten.

Emil Richters Kunstsalon.

Die impressionistische Bewegung erhielt ihre eigentliche Förderung im Zeitalter der Forschungen von Helmholtz und Brücke. Im Grunde genommen ist sie nichts andres als eine Empörung des Natürlichen gegen das Künstliche, als ein Triumph des Lichtes über die Finsternis. Licht und Technik sind die Fundamente, die Manet an einem Sommertage des Jahres 1870 für die Tempelbauten einer neuen Kunst in Frankreichs Boden senkte. Kurz vor der Kriegserklärung war's, als sich der Künstler auf dem in der Nähe von Paris gelegenen Landgute seines Freundes de Nittis befand. Der Gastgeber und seine Gemahlin hatten sich nach genossener Mahlzeit in den Garten begeben, um im Schatten seines Strauchwerks ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Die Hausfrau machte sich's in einer Causeuse bequem, der Gatte streckte sich ins Gras; nur Manet, der Unstete, schlenderte zwischen den Beerensträuchern herum, gedankenlos eine Traube nach der andern naschend. Als er an den Platz der behaglich Schlummernden zurückkehrte, sah er, wie die Strahlen der Sommermittagssonne über sie dahinglitten, sah er, wie alles um sie herum in ein Farbenbrillant getaucht war, das er nie vordem in seinem Leben beobachtet hatte. Mit Windeseile stürmte er ins Haus, holte Palette und Pinsel herzu und strich mit dem Feuereifer der Begeisterung das glitzernde Luft- und Lichtproblem mit der ihm eignen Bravour auf die Leinwand. In jener Stunde erhielt die „Paysage intime" ihr reizvollstes Kleinod: den Paß ins Reich der Impression und des Plenair.

Die Impression (des Fremdwortes deutsche Uebersetzung erklärt ihre Wesenheit) gibt nun die Dinge so wieder, wie sie auf den Beschauer beim ersten flüchtigen Blick wirken, nicht aber, wie sie sich beim streng prüfenden Betrachter ausweisen. Wer die Werke der großen Stürmer unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird das in ihnen finden, was ihre Schöpfer in dieselben hineingelegt haben.

Manet, der technische Leitstern unsrer Malergeneration, von dem die Elite Europas gelernt hat, ist hier mit fünf Bildern vertreten, unter denen das „Spargelbund" infolge der feintonigen Schattierung seiner Farben besonders auffällt. „Das Landhaus", „Der Fischer", „Die Badenden" und der „Frauenkopf" geben zwar wohlgemeinte Kommentare zum Verständnis seiner großen Kunst, vermögen aber doch den „Gitarrespielenden spanischen Jungen" mit der Goya-Note, das „Frühstück im Walde", die „Olympia" auf dem weißen Ruhebett und den „Toten Stierkämpfer" mit der Velazquez-Signatur nicht zu erreichen. Claude Monet, sein Schüler, der sich noch seiner vollen Rüstigkeit erfreut, ist dafür reichhaltiger vertreten. Auserlesene Werke seiner Hand sind jene mit der Signatur: „Die Felsen von Pourville", „Der Bahnhof St. Lazare", „Im Park Monceau", „Im Jardin de l'infante" und „Der Hafen in Havre". In den Landschaften ist das wechselvolle Spiel des Sonnenlichtes mit derselben Schärfe festgehalten, wie in den Tänzerinnen Degas' die Augenblicksstellung ihrer beweglichen Glieder. Zu den Perlen der Monet-Kollektion darf man auch die um 1874 entstandene „Seine bei Argenteuil" zählen. Monet ist jetzt 64 Jahre alt; er hat Spanien, England, Holland, Algerien und Skandinavien durchauert, um sein Auge für die atmosphärischen Erscheinungen aller Länder empfänglich zu machen.

Der feinsinnige Renoir, von dem man hier viel, aber nicht das sieht, was ihn am besten charakterisiert, bevorzugte als Thema das Weib in jenem Moment der Toilette, in dem es sich unbelauscht wähnt. — Zu den besten Arbeiten, die er geschaffen hat, rechnet man die „Ruderer von Bougival", die mit ihren Gefährtinnen um den Tisch einer Laube sitzen, seine „Loge" mit dem Herrn im Frack und der Dame in Weiß und Schwarz, den „Knaben mit der Katze" und eine kleine „Ballerine" von ausgeglichener Tonschönheit. In der diesmaligen Ausstellung erregt ein duftig gemalter Blumenstrauß die Bewunderung aller Kunstfreunde. Seine Landschaften vermögen hingegen kaum noch zu fesseln. In ihnen löst sich alles in ein Gewirr unnatürlich wirkender, wattig hingewischter Farbenflecke auf, die unter einer immer wiederkehrenden Tonskala noch unsympathischer wirken. Zu jenen Künstlern, denen der Impressionismus die einzige Ausdrucksmöglichkeit ist, muß Edgar Degas gerechnet werden. Beim Publikum ist er der Unbeliebteste der ganzen Richtung, weil er immer nur das Häßliche in den Bereich seiner Darstellungen zieht. Mit Vorliebe malt er das kokette Ballett, das hinter den Kulissen der Folies-Bergère allerlei Unfug treibt. Seine eigentliche Stärke liegt in der blitzartigen Erfassung choreographischer Kapricen, nicht aber in der Kunstschönheit der Pinselführung! Der Fries mit den „Sandalenbinderinnen" und die „Plätterin" erläutern diese Behauptungen. — Der im vorigen Jahre verstorbene Patriarch der französischen Kunst, der Landschaftsmaler Camille Pissarro, legte, dem Beispiele Monets folgend, mehr Nachdruck auf die Erscheinung der Naturphänomene, als auf die Schönheit der Motive. Pissarro war es vergönnt, die Entwicklung und die Wandlung der Zeit, welche er selbst mit beeinflußt hatte, zu überdauern. Zu überdauern insofern, als er bis zu seinem Tode künstlerisch tätig war. In Deutschland war er seiner subtilen Technik wegen der Beliebteste seiner Kollegen, und so sieht man das Publikum auch diesmal wieder mit Bewunderung vor seinen Landschaften stehen, welche die vier Jahreszeiten symbolisieren sollen. Besonderer Beachtung erfreuen sich aber stets seine distanzreichen Straßenbilder. Köstlich studiert ist die „Avenue de l'Opera" im Regen, mit der über den glitzernden Asphalt dahineilenden, schirmbewaffneten Menge, den Omnibussen und Equipagen, die nicht schnell genug an ihr Ziel gelangen können.

Alfred Sisley gab, wie Monet und Pissarro, in unzähligen Landschaftsbildern das getreue mechanische Abbild einer bestimmten Tageszeit wieder. Seine elegante Technik gab ihnen aber immer so viel Anziehendes, daß man nie müde wurde, sie zu betrachten. Die Landschaft mit dem Haus, dessen rötliche Front sich im Wasser spiegelt, der zarte blaue Himmel und das kräftige Grün des Vordergrundes, an den sich dunkle Boote schmiegen, ist ein echter Sisley. Von bestrickendem Reiz sind in der Kollektion seine Seinebilder, da sie uns oft die bildliche Darstellung vergessen machen.

Zu den rücksichtslosesten Anhängern des Impressionismus, die sich in den brutalsten Farbenzusammenstellungen gefallen, aber trotzdem den größten Einfluß auf die jüngeren französischen Maler ausüben, gehört Zolas Freund: Paul Cézanne. Nachdem er dreißig Jahre lang ziemlich unbekannt geblieben war, förderte die Wiener Impressionisten-Ausstellung und die vorjährige Ausstellung der Berliner Sezession einige seiner Werke zutage.

Was Cézanne konterfeit, das sind die einfachsten Dinge von der Welt: Landschaften, Stilleben, Menschen. Steht man lange vor diesen wuchtig-schweren Malereien, kann man weder Pissarro, noch Monet, noch die andern vertragen; sie wirken dann alle „glatt". Ohne Frage steckt hinter diesen harten Pinselexerzitien, denen jede Farbenschmiegsamkeit fehlt, eine Persönlichkeit, die die Schablone haßt... Neben Cézannes „Hafenarbeiten" macht auch Mary Casatts „Teetrinkende Dame" den Eindruck einer verwischten, kraftlosen Pastelle. Lebourg, der letzte im Bunde der Stürmer, bedient sich ihrer Sprache und sagt infolgedessen nichts Neues. Boudins liebenswürdige Seeschilderungen haben mit den Bestrebungen der Pioniere der Lichtmalerei übrigens nichts gemein.

Mit der interessanten Vorführung der Schöpfungen derer, die die ganze Bewegung ins Rollen gebracht haben, hat sich der Inhaber des Kunstsalons ohne Zweifel große Verdienste erworben. Die Künstlerschaft darf sich dem Genusse des Gebotenen mit um so reinerer Freude hingeben, als sie die Bahnen der Franzosen im Prinzipe längst beschritten, wenn nicht überholt hat! Sofern sie es nötig hätte, sich noch einmal an guten Vorbildern zu stählen, möge sie ihre Blicke auf die badische Hauptstadt richten! Dort leben Männer, die

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19041201/1